



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Amalie von Helwig

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

einer gewissen Scheu, nach außen hervorzutreten und ins praktische Leben einzugreifen, ein Feind jedes gewaltsamen Beginmens, wo keine unbedingte Notwendigkeit dazu vorlag, hat er sich von allen revolutionären Bewegungen ferngehalten und auch nach 1859, so nahe es ihm gelegt wurde, keine politische Rolle gespielt, sich aber nie gescheut, wo es galt, frei und offen mit seinem stets achtungsvoll angehörten Worte für die gute Sache und die Freunde einzutreten. So lebte und starb er, der nicht eine einzige äußere That für die politische Wiedergeburt Italiens zu verzeichnen hatte, doch hoch verehrt, von seiner Nation als einer der Vorläufer und Begründer einer neuen und bessern Zeit, von der ganzen gebildeten Welt als einer der edelsten Vertreter echter Poesie und reinen Menschentums.



Amalie von Helwig

Von Adolf Stern



ie Bibliothek der Schriften über die großen Jahrzehnte von Weimar und alles, was mehr oder minder mit dieser Zeit zusammenhängt, ist zwar schon bis zur Unübersichtlichkeit angeschwollen, aber sie wächst noch immer fort, und der Reichtum jener Zeit an Menschen, Schöpfungen und Beziehungen bildet eine schier unerschöpfliche Fundgrube für Biographen und Verfasser von Denkwürdigkeiten, für Kommentatoren und Sammelwürmer. So oft man auch meint mit allem vertraut zu sein, was dieser Litteraturperiode angehört, so oft tauchen neue oder vielmehr vergessene Gesichter, Gestalten und Bestrebungen auf, die eine Erinnerung wohl verdienen und uns die Fülle der Wirkungen vergegenwärtigen, die von den großen und maßgebenden Naturen auf bescheidene Talente ausgeübt wurden. In diesem Sinne ist ein biographisches Denkmal, wie es soeben in dem Buche *Amalie von Helwig* von Henriette von Bissing*) errichtet ward, wohlberechtigt und hochwillkommen. Ein eigentümliches weibliches Lebensschicksal führte die Verfasserin der „Schwestern von Lesbos,“ die Schülerin Goethes und Schillers, nach Schweden, sie ward durch ihre Übertragung der Tegnér'schen „Frithjofs-sage“ eine der ersten Vermittlerinnen zwischen deutscher und schwedischer

*) Das Leben der Dichterin Amalie von Helwig, geb. Freiin von Imhoff, von Henriette von Bissing. Mit einem Bilde. Berlin, Verlag von Wilhelm Herz, 1889.

Litteratur, ihre Verdeutschung der Dichtung des schwedischen Romantikers und die Stellen im Goethe-Schillerschen Briefwechsel, die sich auf Amalie von Imhoff beziehen, erhielten den Namen der Dichterin, und das vollständige Lebensbild, welches jetzt vorliegt, veranlaßt vielleicht einen und den andern Litteraturfreund einen Rückblick auf Amaliens Gedichte im „Musen Almanach,“ an denen Schillers Hand und einen andern auf die „Schwestern von Lesbos“ zu werfen, an denen Goethes Hand gebessert hat. Auf alle Fälle aber hat das Frauendasein, das uns in dem Bissingschen Buche geschildert wird, seinen besondern Reiz und erregt um so frischeren Anteil, als es uns durch Briefe und Tagebuchblätter unmittelbar in Sitte, Stimmung und Ausdrucksweise einer vergangenen Zeit hineinversetzt.

Die Dichterin Amalie von Imhoff, am 16. August 1776 zu Weimar geboren, war die erste Tochter des Freiherrn Karl von Imhoff auf Mörlach bei Nürnberg aus dessen zweiter Ehe mit Luise von Schardt, der jüngsten jener drei Schwestern von Schardt, von denen die älteste, Charlotte von Stein, als Goethes Freundin, unsterblich geworden ist. Auf dem Leben und dem Andenken des Barons Imhoff ruhte ein dunkler Schatten, den auch Henriette von Bissing nicht hinweggenommen hat. Sie nennt Amaliens Vater „eine unruhige, aber bedeutend angelegte Natur, vielfach verkannt und verleumdet bei außergewöhnlichen Schicksalen,“ und hat dabei jene Episode seines frühern Lebens im Auge, die in den englischen Biographien des großen Generalgouverneurs von Bengalen, Warren Hastings, einen so breiten Raum einnimmt. Imhoff war Offizier in württembergischen Diensten gewesen, hatte sich als solcher mit einer jungen, sehr schönen Französin, Marianne Chapusset, vermählt und war mit dieser im Jahre 1769 nach Ostindien gegangen, um dort in einer oder der andern Weise sein Glück zu machen. Auf der Überfahrt nach Madras traf das Imhoff'sche Ehepaar mit dem eben zum Gouverneur von Bengalen erhobenen Warren Hastings zusammen. Zwischen dem geistig bedeutenden und leidenschaftlichen Engländer und der jungen Frau von Imhoff entspann sich eine Neigung und ein Verhältnis, für das es tausend Entschuldigungen geben mochte, das aber den Gatten der schönen Marianne unter allen Umständen verpflichtet hätte, sein Geschick auf der Stelle von dem Mariannes und Warren Hastings zu trennen. Statt dessen blieb er mit ihnen zusammen, duldete Warren Hastings als Hausfreund und strengte von Kalkutta aus, nach Verabredung mit den Liebenden, eine Scheidungsklage bei den fränkischen Gerichten an, die mit dem beabsichtigten Erfolg gekrönt wurde. Imhoff kehrte dann nach Deutschland mit reichlichen Mitteln zurück, die er in Indien erworben hatte, kaufte das obengenannte Rittergut an und vermählte sich, während seine frühere Frau nunmehr als Mrs. Hastings im Gouvernementspalast zu Kalkutta thronte, mit dem Fräulein von Schardt. Der Familie seiner zweiten Frau und seinen deutschen Freunden stellte er die Vorgänge,

die zur Scheidung von der ersten Gattin geführt hatten, natürlich in einem für ihn viel günstigeren Lichte dar, der Generalgouverneur von britisch Ostindien erschien darnach als der treulose Hausfreund, dessen Schutze Marianne von Imhoff anvertraut gewesen sei und der sie dem vertrauenden Gemahl geraubt habe. Immerhin hätte es auffallen müssen, daß der heimgekehrte Abenteurer einen in Indien gebornen Sohn in den Händen des Hastings'schen Ehepaars gelassen hatte, doch war es in jener Zeit und bei der damaligen Art des Verkehrs sehr schwierig, wenn nicht schlechterdings unmöglich, über die Vorgänge im fernen Osten Genaueres und Wahreres zu erfahren, als Imhoff zu erzählen für gut fand.

Indem die Biographin Amalie von Helwigs, der Tochter Imhoffs, sich einfach die Überlieferung zu eigen macht, welche in den deutschen Umgangskreisen des Barons galt, indem sie die Miene annimmt, die entgegenstehende Erzählung nicht zu kennen, begeht sie in jedem Falle ein Unrecht, entweder an der geschichtlichen Wahrheit oder an dem Andenken eines „verleumdeten“ Mannes. Die Annahme, daß Imhoff seine erste Frau an Warren Hastings überlassen, gleichsam verkauft, daß er in der ganzen Angelegenheit eine unwürdige Rolle gespielt habe, geht durch ganze Reihen englischer Werke über den berühmten Nachfolger Imhoffs hindurch, sie hat durch Macaulays glänzenden Essai, der in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, in alle europäischen Sprachen übersetzt ist, eine gewaltige Geltung gewonnen. Wer dem dort gegebenen Bericht über die Fahrt Imhoffs nach Madras, sein Verhältnis zu Warren Hastings und die getroffenen häuslichen Verabredungen widersprechen, den Vater der Dichterin rechtfertigen will, müßte (wenn er es kann) der in der englischen Geschichtschreibung eingebürgerten Auffassung deutlich, bestimmt, entrüstet gegenübertreten, müßte die Gegenbeweise (wenn er deren hat) klar vorlegen, er wäre es dem Gedächtnis Imhoffs schuldig, nicht mit ein paar hingeworfenen Bemerkungen, die mehr auf die Unkenntnis der deutschen Leser, als auf die Widerlegung tausendfach wiederholter Unschuldigungen berechnet scheinen, gleichsam am Kern der Frage vorbeizuhuschen. Daß Briefe von Marianne Imhoff vorhanden gewesen seien, in denen sie ihr „strafbares Gefühl“ eingesteht, ist leicht zu glauben, denn etwas derart mußte den fränkischen Gerichten vorgelegt werden, um die Scheidung überhaupt zu erwirken. Ein paar solcher Schriftstücke beweisen nichts gegenüber den ausführlichen Berichten der englischen Biographen des Warren Hastings, gegenüber den Fahrzahlen und gegenüber der Adoption des jungen Charles Imhoff von Daylesford durch Hastings. War es eben nicht möglich, eine gründliche Verteidigung des Freiherrn Karl von Imhoff zu unternehmen, so hätte die Verfasserin der Biographie seiner Tochter die geschichtliche Wahrheit mindestens durch Schweigen ehren sollen. Dies würde um so eher möglich gewesen sein, als in Wahrheit Amalie von Imhoff, um die es sich hier handelt, sehr wenig

von den frühern Lebensverhältnissen ihres Vaters berührt worden ist. Sie war elf Jahre als, als ihre Familie 1787 nach Weimar übersiedelte, sie verlor im zwölften Lebensjahre ihren Vater durch den Tod. Auf ihre Entwicklung und Bildung übte offenbar die Familie ihrer Mutter einen weit größeren Einfluß aus, als der abenteuerliche Vater. Sie ward in die Weimarischen Lebenskreise gleichsam hineingeboren. In den Tagen, die ihrer Geburt unmittelbar vorangegangen waren, schrieb ihr Vater, recht wie ein gebranntes Kind, das das Feuer scheut, seiner jungen Frau: „Hüte dich vor den Herren und Frauen mit großen Geistern, sie möchten dafür sorgen, daß du nicht zu viel Anteil an mir nimmst,“ schalt Goethe einen „Göken in Menschengestalt“ und fand das von Goethe gezeichnete Bild seiner Frau so schön, daß er „jaloux ward.“ Und Goethe spendete freilich Luise von Imhoff Rosen und küßte ihr die Hand, aber doch nur, weil es die Hand der Schwester Charlottens war. Er rang eben damals umsonst, die leidenschaftliche Neigung zu Frau von Stein zu überwinden. Sonnabend den 10. August 1776 rief er ihr zu: „Adieu Engel, ich mag dir nichts weiter sagen, du hast alles, was ich gethan habe, von dir los zu kommen, wieder zu Grunde gerichtet.“ Und dabei blieb es denn auch — die heranwachsende Amalie von Imhoff erblickte neben ihrer Tante Charlotte deren großen Freund, und das „höchst schöne Kind“ zog Goethe nach seinem eignen Zeugnis lebhaft an. Er bewahrte dem jungen Mädchen auch nach dem verhängnißvollen Bruche mit Charlotte von Stein im Sommer 1789 seine Teilnahme und freute sich, daß sie in frühen Jahren doppelte Talente entwickelte. Der Sinn, die Lust und die Fähigkeit zum Zeichnen und Malen, die Amalie schon zu Eingang der neunziger Jahre an den Tag legte, waren von ihrem Vater ererbt, der sich vielfach als Porträtmaler versucht hatte, und wurden durch Goethes künstlerischen Freund, den Schweizer Heinrich Meyer (den „Kunst-Meyer“) weiter entwickelt. Meyer förderte die Studien des jungen Mädchens mit seiner gewohnten Sorgsamkeit, verliebte sich nebenbei ein wenig in seine Schülerin und sah es mit Eifersucht, daß die reizende Gestalt mit den schönen Augen und dem braunlockigen Haar auch andern eine wärmere Empfindung erregte. Ihres keimenden poetischen Talentos nahm sich zuerst Knebel an, der überall poetische Begabung witterte und jede Art davon aufrichtig bewunderte, dann zeigte Schiller an den noch unreifen poetischen Versuchen Amaliens einen freundlich ermunternden Anteil, schließlich erwärmte sich auch Goethe für die lyrischen Gedichte des liebenswürdigen Hoffräuleins. Denn zur Hofdame der Prinzessin Karoline war gegen den Ausgang des Jahrhunderts Amalie von Imhoff ernannt worden. Dies war ungefähr um die gleiche Zeit geschehen, wo sie mit ihrem ersten und besten größern Gedicht: „Die Schwestern von Lesbos“ (in Schillers *Musen Almanach* für 1800) an die Öffentlichkeit trat. Das Andenken an die ersten Prüfungen eines jungen Selbstvertrauens, die der Dichterin bei dieser Gelegenheit nicht

erspart blieben, an die Schwierigkeiten, einen in seiner ersten Anlage dilettantischen Versuch zum Kunstwerke auszugestalten, hat der Briefwechsel Goethes mit Schiller getreulich bewahrt. Als Schiller am 19. März an Goethe meldete: „Dieser Tage hat mir die Imhoff die zwei letzten Gesänge ihres Gedichts geschickt, die mir sehr große Freude gemacht haben. Es ist überaus zart und rein entwickelt, mit einfachen Mitteln und ungemeiner Anmutigkeit,“ erwiderte Goethe freundlich, doch leise zweifelnd: „Von dem Imhoffschen Gedicht hat mir Meyer viel gutes gesagt. Es soll mir recht lieb sein, wenn unsre Frauenzimmer, die so ein hübsches Talent haben, auch wirklich avanciren.“ Und als dann gegen Ende Mai Goethe der Sache ernsthaft nahe trat, bekannte er mit einem gewaltigen Stoßseufzer: „Den ersten Gesang des Gedichtes habe ich von unsrer Freundin erhalten, gegen den aber leider alle Gravamina, die ich Ihnen schon vorerzählt, gewaltig gelten. Es fehlt alle epische Retardation, dadurch drängt sich alles auf und über einander, und dem Gedicht fehlt, wenn man es liest, durchaus Ruhe und Klarheit. In dem ganzen Gesange ist kein einziger Abschnitt angegeben, und wirklich sind die Abschnitte schwer zu bezeichnen. Die sehr langen Perioden verwickeln die Sache mehr, als daß sie durch eine gewisse Vollendung dem Vortrag eine Anmut geben. Es entstehen viel dunkle Parenthesen und Beziehungen, die Worte sind oft ohne epischen Zweck umgestellt und der Gebrauch der Partizipien nicht immer glücklich. Ich will sehen, das Mögliche zu thun, um so mehr, als ich meine hiesigen Stunden nicht hoch anrechne.“ Freilich hatte er unmittelbar darauf zu rühmen, daß sich weder die Dichterin noch deren Freundin, Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen, „vor seinen rigoristischen Forderungen entsetzten,“ und daß insbesondere Amalie (von Goethe erst über das Gesetz der Hexameter belehrt) sich zu tiefgehenden Änderungen und Neubearbeitungen entschlossen habe. Am 14. August nahm Goethe, nachdem die beiden ersten Gesänge druckfähig befunden worden, den dritten Gesang vor, gelobte, sein Mögliches daran zu thun, setzte aber hinzu: „Da ich selbst gegenwärtig an einer strengen Revision meiner eigenen Arbeiten bin, so erscheinen mir die Frauenzimmerlichkeiten unsrer lieben kleinen Freundin noch etwas loser und lockerer als vorher, und wir wollen sehen, wie wir uns eben durchhelfen.“ Die von Zeit zu Zeit gehaltenen Konferenzen verminderten bald, bald belebten sie die Hoffnung auf eine glückliche Ausgestaltung des Gedichts, als Endurteil sprach auch Goethe aus, daß das Gedicht „viel Anlage und viel Gutes“ habe, fürchtete aber, daß es „nicht in die Breite“ (des Publikums) wirken werde. „Die barbarische Sitte als Gegenstand, die zarten Gefinnungen als Stoff und das undulstische Wesen als Behandlung betrachtet, geben dem Ganzen einen eigenen Charakter und besondern Reiz, zu dem man gemacht sein oder sich erst machen muß“ (an Schiller, 17. August 1799.)

„Undulstisch“ — schwankend, wogend, nennt Goethe die Ausführung der

„Schwestern von Lesbos“ und bezeichnet damit treffend wie immer den Eindruck, den Erfindung und Vortrag der Dichterin im Leser zurücklassen. Die Dichtung führt uns auf der Insel Lesbos, die sich vor allen wogenumrauschten Inseln lieblicher Weiber rühmt, ein Schwesterpaar, Simaitha und Viktoris, vor, die, der Sitte des Eilands zum Trotz, durch tiefere Liebe mit einander verbunden sind. Denn auf Lesbos ist es hartes Gesetz, daß die Güter eines Ehepaars der ältesten Tochter zufallen, die Söhne vom Erbe ausgeschlossen bleiben, die jüngern Schwestern aber gar, zur Ehelosigkeit verdammt, als Dienerinnen im Hause der ältern begünstigten Schwester verweilen müssen. Die lesbischen Erbinnen haben auf diese Weise die Auswahl unter den schönsten, stattlichsten Jünglingen, und Simaitha hat sich dem gelbgelockten Diokles verlobt, dem sie am nächsten Tage vermählt werden soll, ihr steht es also wohl zu, die barbarische Sitte zu verteidigen: „Streng ist jedes Gesetz; doch giebt auch jedes der Milde, der beglückenden, Raum.“ Sie selbst hat freilich mit dieser Milde auf ihr hartes Schwesterrecht über Viktoris verzichtet, diese wie eine Gleichberechtigte fröhlich neben sich aufwachsen lassen, und so hat es geschehen können, daß das jüngere liebliche und leidenschaftliche Mädchen heimlich eine glühende Liebe für den Verlobten Simaithas gefaßt und genährt hat. Erst am Vorabend ihrer Hochzeit erlangt Simaitha durch die Plaudereien der Gespielinnen, durch Viktoris selbstverräterisches Verhalten und eine gewisse befangene Scheu ihres Bräutigams Kenntniss von der Wolke an ihrem Glückshimmel. Diokles, der zwischen den beiden Schwestern etwa steht, wie in Grillparzers „Sappho“ der junge Phaon zwischen Sappho und Melitta, empfindet für seine Braut mehr staunende Bewunderung als verlangende Liebe und täuscht sich noch über die Stärke seiner bereits erwachten Neigung für Viktoris. Durch alle Szenen des Gedichts hindurch wächst nun die schmerzliche Erkenntnis in der Seele Simaithas, die Leidenschaft in Viktoris und Diokles, und beim Hochzeitsfeste, als der Vater Pilemos der jüngern Schwester feierlich ernst „Hymens heilige Fackel, die heiter lodernd den Zug führt,“ reicht, da erträgt Viktoris die innere Qual nicht länger, „es sank aus zuckender Hand die lodernde Fackel, es sanken Fackel und Mädchen zugleich,“ und Diokles wirft sich, alles vergessend, an der Pforte zu der heimlich Geliebten nieder, und als er seiner selbst wieder mächtig ist, gesteht er seine Liebe ein und will nun die Heimat fliehen. Simaitha aber hat schon zuvor ihren Entschluß gefaßt, sie durchbricht mit freiem Opfer die Schranke des harten Herkommens, erfleht des Vaters Einwilligung zur Verbindung der Liebenden, weicht am Altar sich der Hestia und fleht, ihr die Erinnerung des Leids zu tilgen: „und ich umwinde voll Dankes mir die erheiterte Stirn mit der Priesterin heiliger Binde.“

Mannichfache Geister waren es, die in wunderlichem Reigen die „Schwestern von Lesbos“ umschwebten. Eindrücke aus Goethes „Sphigenie,“ einzelne

Bilder aus „Alexis und Dora“ und dem „Neuen Pausias,“ sein nachempfundenen Klänge aus Schillers antikisirenden Gedichten, Erinnerungen an Vossens „Homer,“ ein und der andre Nachhall aus Goethes „Hermann und Dorothea“ (wie denn Simaithas frühere Liebe und Verlobung an das gleiche Motiv bei Dorothea erinnert), ja aus Vossens „Luise,“ Sentenzen, die Herders sittlicher Grazie entsprungen scheinen, Züge und Farben jener „Griechheit,“ die die bildende Kunst der Zeit in den Blättern von Rafael Mengs, Angelika Kaufmann, Füßli und Flügel bevorzugte und in die sich auch Fräulein von Imhoff hineingesehen hatte, verbanden sich mit einer feinen Empfindung, einem beobachtenden Natursinn, die in der Seele des jungen Mädchens lebten, mit einer stillen Hoheit des Sinnes, die sie in lebendigen und wirklichen Menschengestalten ihrer Umgebungen vor Augen hatte. Wenn das poetische Hoffräulein den Meistern von Weimar doch immer nur als eine Dilettantin höherer Art galt, wie selbständig und reif erscheint gleichwohl ihr Gedicht gegenüber zahllosen Versuchen der spätern poetischen „Liebhaberei“ männlichen wie weiblichen Geschlechts! Es geht in der That ein wohlthuernder Hauch klaren und reinen Lebensgefühls, milder Menschlichkeit und stiller Freude am Schönen durch die „Schwestern von Lesbos“ hindurch, und es war kein Wunder, daß das Gedicht bei seinem Erscheinen bewundernden Anteil und, wo man wußte, daß die Verfasserin noch im ersten Vierteljahrhundert ihres Lebens stand, auch manche Hoffnung auf künftige Leistungen hervorrief.

Daß Amalie von Imhoff diese Hoffnungen theilte, war natürlich. In dem poetischen Anruf an Ceres und die Musen, der den fünften Gesang ihres Gedichtes eröffnet, rühmt es die Dichterin, daß die „lieblich redenden Musen“ vor Ceres und seinen Geschossen durch den Zauber des Gesanges geschützt seien, daß ihren Busen allein der liebliche Wohlklang bewege. Sie sollte bald erfahren, daß sie in diesem Sinne keine Muse, sondern ein irdisches Mädchen war. Zwar erwiederte sie die Leidenschaft nicht, die sie Friedrich Geng, dem genial-geistvollen Wüstling, einflößte. Geng, der eben auf dem Sprunge stand, sich aus dem königlich preussischen Kriegsrat in den Publizisten der Wiener Staatskanzlei zu verwandeln, kam aus seinem Berliner Genußleben, aus den Armen der bestrickenden Schauspielerin Christel Eigensatz und ähnlicher Schönheiten, in das stille Weimar und empfand den Einfluß der hier herrschenden andern Atmosphäre. Er war damals noch ideal und empfänglich genug, die Vorzüge der liebenswürdigen Amalie zu erkennen, er besaß Geist, Feinheit und Anziehungskraft genug, die junge Dame zu fesseln. „Er weiß,“ schrieb Amalie selbst an ihren spätern Verlobten, „daß ich lebhaften Anteil an seinem Schicksal nehme, er ist ein höchst interessanter, merkwürdiger Charakter, und gewiß ist es, daß er mein Wesen auf das richtigste durchschaut hat, mit einem Blick war er in mir zu Hause. Er gehört nicht zu denen, die nur ein augenblickliches Interesse erregen. Ich möchte sein Schicksal nicht aus den

Augen verlieren, denn ich bin davon überzeugt, daß sich außerordentliche Kräfte in ihm vereinigen, doch fehlt ihm eine harmonische Ausbildung und der tiefere sittliche Halt der Seele."

Wenig später als Genz tauchte am Hofe und in der Gesellschaft von Weimar ein stattlicher schwedischer Artillerieoffizier Karl Helwig (ein geborner Stralsunder) auf, damals Oberstleutnant und kurze Zeit darauf Oberst in Diensten König Gustavs IV. Helwig war ein selbstgemachter Mann, der sich durch eigne Kraft auf die Höhe der Bildung und der gesellschaftlichen Stellung hinaufgearbeitet hatte, ein geistvoller, leidenschaftlich ehrgeiziger Soldat, ein Mensch von großer Willensstärke, ja Schroffheit, dabei doch weich und zart in seiner Sehnsucht nach Liebe und Veredlung und mit seinen mannigfachen Bildungsinteressen ein echter Sohn seiner Zeit. Die Neigung, die er für Amalie faßte, ward bald erwidert, einem unmittelbaren Bunde fürs Leben stellten sich aber mancherlei Hindernisse entgegen. Helwig reiste auf dem Kontinent in militärisch-politischen Aufträgen seines Königs, des fanatischen Hassers der französischen Revolution und Napoleons I., er hatte zur Vermählung die Bewilligung König Gustavs einzuholen. Amalie von Imhoff ward nicht nur durch die Rücksicht auf eine schwerkranke Mutter in Weimar gefesselt, sondern wollte ihrem Geliebten auch Zeit zur Besinnung, zur Überlegung, zur Festigung seines Entschlusses geben. Mit der Trennung der Liebenden im April 1802 begann ein lebhafter, wenngleich durch die Postverhältnisse der damaligen Zeit erschwelter Briefwechsel, der tiefe Einblicke in die Seelen der beiden trefflichen Menschen gewährt, aber in seinen Anfängen verrät, daß neben Eigenschaften und Lebensrichtungen, die beide zu einander zogen, in beiden Naturen Elemente vorhanden waren, die sich schwer zur Harmonie eines ganz glücklichen Ehebandes fügen. Amalie bemüht sich zunächst, einen Ton anzuschlagen, der ihrem Geliebten noch immer volle Freiheit lassen soll, aus ihren nebenhergehenden Tagebuchaufzeichnungen fühlen wir freilich heraus, daß ihr ganzes Herz schon an dem starken, trohigen Manne hing. Helwig, der es kurz nachher durch die besondrer Gunst König Gustavs IV. erreichte, an die Spitze der schwedischen Artillerie gestellt zu werden (er erhielt einige Jahre später Rang und Amt als Feldzeugmeister, ward auch geadelt), warb in immer entschiednerer Weise um die Hand seiner Geliebten. Im Sommer 1803 gab ihm sein König neuen Urlaub und die Erlaubnis, zu seiner Vermählung nach Deutschland zu gehen.

Als er Thüringen wieder erreichte, fand er Amalie von Imhoff nicht in Weimar, sondern in dem kleinen, in der Nähe Eisenachs gelegenen Bade Ruhla. Sie erklärte ihrem Bewerber, daß sie es nicht übers Herz bringen könne, die dahinsiehende Mutter zu verlassen, Helwig sah selbst, daß ihre augenblickliche Übersiedlung nach Schweden ein zu großes Opfer sei. Von einem Aufschub der Heirat wollte er aber nichts mehr wissen, und so erbat Amalie die Einwilligung ihrer Mutter zu einer stillen Hochzeit in Ruhla, die am 30. Juli

1803 stattfand. Helwig verlebte mit seiner jungen Frau ein paar beglückende Monate in Ruhla und darnach in Weimar. Im Oktober ging er dann, nachdem er während der Wochen in der Kunststadt dem Weimarischen Umgangs- kreise seiner Gattin wieder näher getreten war, nach Schweden zurück. Es war ein schwerer Abschied, und schwere Tage folgten den Honigmonaten Amaliens. Im Dezember 1803 starb ihre Mutter, in denselben Tagen Herder, der immer zu ihren treuesten Freunden gehört und sich ihres neuen Glückes noch aufrichtig erfreut hatte. Sie fühlte mit der Mutter ihre eigne pflicht- und arbeitsvolle, aber doch so heitre Jugend scheiden. In den Trauermomonaten, die nun folgten, sah Amalie der Geburt ihres ersten Kindes entgegen und schrieb ihrem Gatten nach Stockholm: „Ich war in Gefahr, die Welt zu lieb zu gewinnen, sie kam mir so schön vor, keine Furcht faßte mich an bei der Aussicht, dir einen Sohn, ihr einen Enkel zu schenken — es wäre des Glückes zu viel gewesen, Gott hat mit mir geteilt, jetzt werde ich nicht übermütig sein.“ Sie lebte mit ihren Schwestern einen einsamen Winter, gegen Goethe und Schiller verrät sie in ihren Briefen nach Stockholm eine gewisse Empfindlichkeit; ein Zusammentreffen mit Frau von Staël und Benjamin Constant, den gefeierten Gästen Weimars im Winter von 1803 auf 1804, bei Karoline von Wolzogen, verlief ziemlich unerquicklich. So kamen für sie erst wieder frohere Tage nach der glücklichen Entbindung von einer Tochter, deren Taufpate Schiller wurde. Im September 1804 schieden dann Frau von Helwig, ihr Gemahl und die beiden jüngern Schwestern Amaliens aus Karl Augusts Residenz, um die nach den damaligen Verbindungsmitteln und Begriffen weite und anstrengende Reise nach Schweden anzutreten. Die Familie ließ sich in Stockholm nieder, die junge Frau lebte sich rasch in die neuen Verhältnisse ein, sie gewann die freundschaftliche Teilnahme hervorragender und liebenswürdiger Männer und Frauen, der Rang und die besondere Stellung ihres Gemahls eröffneten ihr die besten Kreise der schwedischen Hauptstadt, ihre hohe Bildung und der Reiz ihrer Persönlichkeit wurden lebhaft empfunden. Sie selbst begann sich für Schweden zu erwärmen, wenn ihr auch die Hof- und Adelsgesellschaft zum Teil unheimlich blieb, in der das achtzehnte Jahrhundert, die Zeit der Adels- parteiungen, der Verschwörungen, der politischen Intrigen und Morde noch zahlreiche Typen und Spuren hinterlassen hatte. Daß unter den neuen schwedischen Freunden aufstrebende Dichter und Maler nicht fehlten, braucht kaum hervorgehoben zu werden; Amalie setzte die Ausübung der beiden Künste, in denen sie sich seit ihrer Kindheit versucht hatte, auch in den neuen Verhältnissen eifrig fort. Hatte sie doch als Braut ihrem Verlobten nicht verhehlt, daß ihre Gaben sie „immer in idealische Interessen ziehen“ würden, daß sie nur den Mann glücklich machen könne, der liberal genug denke, ihr die künstlerische Weiterbildung auch durch „den ungehinderten Umgang mit Personen zu vergönnen, welche ihr dazu behilflich und anregend“ sein würden. Immer aber

trat die junge Frau in diesen ersten Ehejahren aus der Öffentlichkeit so gut wie zurück. In wunderbar veränderter Umgebung mußte sie ihre Weimariſchen Erinnerungen hegen, im Park des Edelſigen Edsberg las ſie im Juli 1805 mit ihrer ſchwediſchen Freundin Malla von Montgomery Schillers Tell und beweinte den Tod des großen Freundes, der ſoeben auch in Schweden bekannt geworden war, erſchüttert erfuhr ſie im Herbf 1806 die Schickſale der Weimariſchen Heimat nach der Schlacht bei Jena; beglückt war ſie, als während des Winters von 1806 auf 1807 Ernſt Moriz Arndt, vor Napoleons todbringendem Jorn aus Deutſchland flüchtend, ſich in Stockholm niederließ und alle deutſchen Anſchauungen und Beziehungen auffriſchte. In elegiſch freien Verſen, die Schillers „Göttern Griechenlands“ nachklangen, ſprach ſie im April 1808 ihre „Sehnsucht nach dem vaterländiſchen Frühling“ aus, immerhin aber ſchien ſie in Schweden heimlich zu werden. Zwei Söhne, Bror und Bernhard, wurden dem Helwigſchen Paare geboren, Amaliens jüngſte Schweſter, Marianne, verlobte ſich mit einem Schweden. Mitten in den Stürmen der Zeit entfaltete ſich hier ein friedliches Glück, das nichts als Dauer bedurft hätte.

Die Kataſtrophe König Guſtavs IV. im März 1809 brachte eine Erſchütterung, deren Folgen nie ganz überwunden wurden, auch für das Helwigſche Haus. Der hochdenkende und männliche, aber wenig begabte und in ſeinem Trotz über die Machtmittel ſeines Reiches und die Opferwilligkeit ſeines Volkes ganz und gar verblendete König, ward durch einen Aufſtand des Heeres und eine Verſchwörung ſeiner nächſten Umgebung geſtürzt, mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne in die Verbannung geſchickt, ſein intriganter Oheim, der Herzog von Södermannland auf den Thron Schwedens erhoben und — was freilich dringend notwendig und unvermeidlich war — Friede mit Rußland und Frankreich geſchloſſen. Helwig hatte zu den perſönlichen Günstlingen Guſtavs gehört, die Verſuche, die er machte, ſich Stellung und Zukunft zu retten, waren von vornherein ziemlich ausſichtslos, waren es unbedingt von der Zeit an, wo im Juni 1810 die neue Thronfolgeordnung mit dem plötzlichen Tode des zum Nachfolger Karls XIII. beſtimmten Prinzen von Schleſwig-Holſtein wieder ins Wanken geriet. Aus den Kämpfen und Kämpfen, die dem Tode des Kronprinzen folgten, ging der franzöſiſche Marſchall Bernadotte als künftiger Erbe der Krone Guſtav Adolfs und Karls XII. hervor. Es iſt begreiflich, daß Perſonen, die ſo hart und ſchwer von dem Umſchwunge der Verhältniſſe betroffen wurden, wie Karl und Amalie von Helwig, den Argwohn teilten, der ganz Stockholm erfüllte, daß der Prinz von Schleſwig-Holſtein von ſeinen höflichen Gegnern vergiftet worden ſei, ein Argwohn, inſolge deſſen der Reichsmarſchall Graf Jerſen beim Leichenbegängnis des Prinzen der Volkswut zum blutigen Opfer fiel; aber es iſt unſtatthaft, daß die Biographie mit keinem Wort andeutet, daß der Verdacht keineswegs zur geſchichtlichen

Wahrheit geworden ist. Wenige Wochen vor den letztbesprochenen Vorgängen hatte Amalie, deren tiefes Heimweh nach Deutschland in eine verzehrende Krankheit überzugehen drohte, Stockholm zu Schiff verlassen und war mit ihren Kindern und ihren Schwestern nach Deutschland gereist. Sie sollte Heilung und Erholung in der Heimat suchen, sie konnte beim Abschied von ihrem Manne nicht ahnen, daß es sich um eine Trennung auf eine Reihe von Jahren handeln würde.

Am 18. Juni 1810 meldete Schillers Wittve an Goethe, der in Karlsbad verweilte, unter andern Weimarischen Neuigkeiten: „Vorgestern ist die Amalie Helwig mit zwei Schwestern und drei Kindern angekommen, sie ist sehr mager geworden, weil sie immer krank war, und ihr Äußeres ist sehr verändert, auch giebt ihr die Prinzess Schuld, sie habe am meisten ihre Muttersprache verlernt; die Kinder sind allerliebste.“ Mit dem ersten Schritt auf deutschem Boden waren bei Amalie alle Empfindungen ihrer Jugend wieder aufgewacht, schon in Berlin lebt sie Weimarischen Erinnerungen, sucht Charlotte von Kalb, ihre Tochter Edda und Fichte auf, lernt daneben Achim von Arnim und Clemens Brentano (den also die Weimarische Hofdame während seiner Jenischen Genieperiode nicht zu Gesicht bekommen hatte), auch Karl Maria von Weber kennen, es drängt sie nach Weimar zurück, und sie ist glücklich, daß sie „in dem Goullonschen Hause an der Ackerwand“ Zimmer ermiethen kann. „Ich schreibe dir in dem Zimmer,“ heißt es in einem Briefe an ihren Gatten, „wo die gute Mutter starb, wo unsre Lotte geboren ist, wo ich den herbsten Schmerz einer Tochter und die höchste Freude einer Mutter empfunden habe.“ Einige Wochen an der Elm setzten die Heimgekehrte völlig in die alten Zeiten und Zustände zurück, zur Vermählung der Prinzessin Karoline mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin dichtete sie ein kleines Festspiel, das im Stern des Weimarischen Parkes, dem vielbeliebten Schauplatz solcher Festlichkeiten, dargestellt ward. Doch war ihres Bleibens in Weimar nicht, ihre Gesundheit erforderte den Besuch des Bades Schwalbach und die Niederlassung in milderer Luft, im Herbst 1810 ging sie mit ihren Kindern nach Heidelberg. Hier hatte sie das Unglück und den Schmerz, im folgenden Jahre ihr ältestes Kind, Lottchen, an der Halsbräune zu verlieren, und hierher erhielt sie auch immer trübere und besorgnißerweckendere Nachrichten von ihrem Gemahl aus Schweden. Die zahlreichen Feinde, die sich Helwig durch seine Geradheit und wirkliche Überlegenheit, aber auch durch eine gewisse Schroffheit und die Besserwisserei des Autodidakten zugezogen hatte, waren nur allzu geschäftig; ihn aus seiner Stellung zu verdrängen. Der kluge Gascogner, der jetzt Kronprinz von Schweden hieß, fand an Helwigs selbstherrlichem Wesen keinen Gefallen, und obwohl der Artilleriechef noch zu Anfang des Jahres 1812 zum Ritter des Schwertordens erster Klasse ernannt ward, so sah er sich doch täglich mehr in den Hintergrund gedrängt und vernachlässigt. Als Schweden 1813

zur Teilnahme am Koalitionskriege rüstete, ward Helwigs Nebenbuhler Cardell mit dem Befehl der Artillerie betraut. Zu den bitteren Empfindungen, die diese Niederlage des soldatischen Ehrgeizes erweckte, Empfindungen, die Amalie in Briefen zu teilen hatte, gesellten sich äußere Sorgen der peinlichsten Art. Schwedische Gelder und Wechsel, die Helwig nach Heidelberg gesandt hatte, waren in Deutschland nicht zu verwerten, Amalie geriet in mancherlei Bedrängnis.

In dieser Lage geschah es, daß Frau von Helwig wieder an die Öffentlichkeit trat und froh war, sowohl ältere Manuskripte als mancherlei neues, das sie jetzt schrieb, gegen Honorar drucken lassen zu können. Das Festspiel, das sie in glücklicherer Zeit für das erste große Fest in ihrem Hause in Stockholm gedichtet hatte, „Die Schwestern auf Corcyra“ und die vier Idyllen „Die Jahreszeiten“ brachten ihr ein Honorar von hundert Friedrichsdor, und es hat etwas Rührendes, wenn sie ihrem Gemahl mitteilt, daß sie dafür Winterkleider für sich und die Schwester wie für ihre beiden Knaben bestellt habe, oder wenn sie schreibt: „Verleiht Gott mir ferner Gesundheit, so denke ich diesen Winter sehr fleißig zu sein und mein volles Jahreseinkommen für mich und die Kinder zu erwerben; ich schreibe dir dieses nur, damit du für die weit wichtigern Angelegenheiten der Familie, die bleibende Zukunftseigenschaft freie Hand und frohen Mut behälst, trotz aller Rabalen der Jetztzeit.“ So schilderte Amalie von Helwig denn im Taschenbuch „Urania“ für 1813 schwedische und deutsche Natureindrücke („Der Sommertag im Norden“ und „Die Rheinreise“), gab mit Karoline de la Motte Fouqué, der Gattin des Romantikers, ein „Taschenbuch der Sagen und Legenden“ in zwei Jahrgängen heraus und bearbeitete selbständig die „Sage vom Wolfsbrunnen,“ zu der ihr der Aufenthalt in Heidelberg Lokalfarben gab. In allen diesen poetischen Versuchen der Dichterin ist ein Fortschritt über das hinaus, was sie schon zu Anfang des Jahrhunderts vermocht hatte, nicht zu erkennen, ersichtlich gesellen sich Einflüsse der herrschenden Romantik zu den poetischen Elementen, die bei der Schülerin Goethes und Schillers früher vorgewaltet hatten. Der Beifall, den diese Dichtungen fanden, blieb auf kleine Kreise beschränkt; es war eine bitterböse Zeit, und nur die Bildung und Sinnesart der damaligen Menschen konnte unter dem Druck der Weltlage und der beinahe allgemeinen Verarmung noch Teilnahme für litterarische Erzeugnisse aufbringen.

Im Frühling 1813 fand sich Helwig plötzlich bei den Seinen in Heidelberg ein — es bleibt unklar, ob bloß von dem Wunsche des Wiedersehens getrieben, oder ob mit Aufträgen des schwedischen Hofes. Die Franzosen, damals noch allmächtig in den Rheinbundstaaten, verhafteten den schwedischen Offizier als Spion und schickten ihn nach Mainz. Seine Gattin, die Beziehungen zum badischen Hofe hatte, wußte ihn durch das Fürwort der regierenden Großherzogin Stephanie (Beauharnais) zu befreien. Helwig ging unmittelbar darauf nach Prag, und es scheint darnach, daß sein Auftauchen in Heidelberg nicht so

ganz harmlos und der Verdacht der französischen Gewalthaber nicht völlig grundlos gewesen sei. Jedenfalls wünschte und versuchte er am Kriege gegen Frankreich teilzunehmen und fand sich im August 1813, leider ungerufen, bei dem schwedischen Heere ein. Damit gab er Neidern und Ohrenbläsern neuen Anlaß, ihm bei dem Kronprinzen Karl Johann zu schaden, er mußte auf Befehl des Kronprinzen in Berlin zurückbleiben, während die Schweden mit der Nordarmee der Entscheidungsschlacht bei Leipzig zuzogen und sich dann nordwärts zur Besiegung Dänemarks wandten. Daß der reizbare und tiefgefränkte Mann unter diesen Umständen, die auch seine äußere Lebenslage völlig zu zerrütten drohten, erbittert und ungerecht sogar gegen die treue Gefährtin seines Lebens ward, ist nur zu erklärlich. Er warf ihr Eigenmächtigkeit und Unweiblichkeit in ihrem Verkehr und Briefwechsel mit Schriftstellern, Malern und Verlegern vor, er vergaß, daß Amaliens Fürsorge und Arbeit während dieser schweren Jahre hauptsächlich die Familie erhalten hatte, er widersetzte sich der von ihr geplanten Rückkehr nach Schweden. Er hoffte auf Anstellung im preussischen oder russischen Dienst, während er noch nicht einmal seinen regelrechten Abschied aus schwedischem hatte. Er befand sich offenbar in einem Zustande hoher Erregung, der es der Frau zur Pflicht machte, für ihn zu handeln und eine Klärung der Verhältnisse herbeizuführen. Da Helwig sich unbedingt weigerte, nach Stockholm zurückzugehen, entschloß sich Amalie die Betreibung der Angelegenheiten dort, die Geltendmachung seiner berechtigten Forderungen und Pensionsansprüche, die Auflösung des schwedischen Haushalts, den Verkauf der Bibliothek und des wertvolleren Eigentums, in die Hand zu nehmen. Im Sommer 1814, bald nach dem ersten Pariser Frieden, finden wir sie wieder auf schwedischem Boden. Zwei Jahre verweilte sie in Stockholm und ordnete mit weiblicher Klugheit und gutem Takt die Verworrenheit, die der Gemahl bei seiner übereilten Abreise nach Deutschland hinter sich gelassen hatte. Sie hatte die Genugthuung, daß ihr aus allem, was zu ordnen und materiell zu opfern war, die Ehrenhaftigkeit und Uneigennützigkeit ihres Mannes entgegentrat. Gleichzeitig fand sich auch Helwig selbst wieder, er erkannte, daß er der treuen Gattin schwere Kränkung bereitet habe, er würdigte ihre Umsicht und Thätigkeit und schrieb ihr im September 1814: „Mein unerschütterlicher Glaube ist, daß du alles, was ich dir übergeben habe, vollkommen und besser ausrichtest wirst, als ich es zu thun im Stande wäre, daß du mir stets nur die volle Wahrheit berichten wirst und nichts versäumen was zur Bewahrung meiner Rechte nötig ist. Ich verspreche hingegen auf meine Ehre, daß ich mich weder mündlich noch schriftlich in allen diesen Anlässen an eine andre Vermittlung in Schweden wenden werde, als nur an dich allein und mit jedem deiner Schritte einverstanden sein will.“

Helwigs Wunsch ging dahin, als geborner Pommer bei der Übergabe von schwedisch Pommern an Preußen in preussische Dienste zu treten. Trotz der

gewichtigen Fürsprache Blüchers und des Prinzen August ward ihm dieser Wunsch erst erfüllt, als nach dem siegreichen Feldzuge von 1815 Kaiser Alexander von Rußland nach Berlin kam und ihm durch seinen Gesandten Mopäus russische Dienste anbieten ließ. Da schrieb Helwig, der denn doch lieber seine Kinder auf deutschem Boden aufwachsen sehen wollte, an König Friedrich Wilhelm III. und erhielt alsbald zur Antwort, daß Se. Majestät ihm den Charakter als Generalmajor à la suite der Armee und bis zur wirklichen Verwendung einen Jahresgehalt von zweitausend Thalern gewähren wolle. Die Zukunft lichte sich für das vielgeprüfte Paar, im Juli 1816 konnte Amalie mit ihrem allein noch lebenden Sohne Bror nach Berlin zu dem sehnlich nach ihr verlangenden Gatten heimkehren; im Februar 1818 wurde ihr noch ein Töchterchen, Dorothea, geschenkt, dessen Paten Gneisenau und die Prinzessin Wilhelm waren.

Während des letzten zweijährigen Aufenthalts in Schweden war die Dichterin dem Kreise der schwedischen Romantiker noch näher getreten, als früher. Sie als Deutsche brauchte auf den Unterschied, der zwischen den „Phosphoristen“ und der „gotischen Schule“ bestand, nicht sonderlich zu achten, sie war mit Atterbom, dem Herausgeber des „Phosphoros“, wie mit dem Herausgeber der „Eduna“, Erik Gustav Geijer (der in der Biographie immer Geyer heißt) aufrichtig befreundet. Aber ihrem innern Wesen und ihrer Kunstbildung standen natürlich die klareren und auf kräftigere Gestaltung gerichteten Gotiker (Tegnér, Geijer, Afzelius, Beskow) entschieden näher. Die lebhafteste Teilnahme an der aufstrebenden schwedischen Poesie, das innerste Verständnis, das sie der Eigenart derselben entgegenbrachte, führten sie schließlich zu jener Übersetzung des Tegnerschen „Frithjof“, die, noch immer neu gedruckt, ihren Namen in lebendigerem Andenken erhielt, als ihre eignen Gedichte.

Ihren Lebensabend verbrachte Amalie von Helwig mit ihrem Gemahl in Berlin, wo sie in anregendem und lebhaftem Verkehr mit dem fürstlich Radziwillschen Hause, mit Gneisenau, mit Achim und Bettina von Arnim, mit Hegel und seiner Frau und zahlreichen andern Männern und Frauen stand, die ihren Charakter, ihr Talent, ihre Bildung und ihre reichen Lebensindrücke zu schätzen wußten. Der Hauptsache nach fiel dieser Lebensabend mit den stillen Jahren der Restauration zusammen. Größere und kleinere Reisen nach Weimar, Bayreuth und Nürnberg, nach Schlesien, wo ihre jüngere Schwester Luise (seit 1817 an einen Baron von Mloch verheiratet) lebte, nach Dresden, wo sie an einer Anzahl Bildern der Galerie ihre Kunst des Kopirens übte, unterbrachen den Aufenthalt in der damals noch sehr stillen preussischen Hauptstadt. Daß Amalie von Helwig bis zuletzt an den Eindrücken und der Begeisterung ihrer Jugend festhielt, zeigt die Widmung ihrer Übertragung der „Frithjofsage“ an Goethe. Wenige Monate vor dem Heimgange des Meisters starb die Schülerin am 17. Dezember 1831 zu Berlin.